

Resi Röder

Weihrauch und Bohnerwachs

agenda

Resi Röder

Weihrauch und Bohnerwachs

Eine Jugend als Heimkind



agenda Verlag
Münster
2009

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© 2009 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519
info@agenda.de, www.agenda.de
Lektorat: Dirk Bittner
Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Frank Hättich
Druck und Bindung: SOWA, Warschau/PL

ISBN 978-3-89688-381-0

*Eigentlich heiÙe ich Maria Theresia, doch man ruft mich Resi.
Seit meiner Kindheit beschuftigt mich ein Traum.
Er hat mich mein ganzes Leben lang begleitet.
Immer wieder frage ich mich, ob ich mir mein Leben selbst
ausgesucht habe.*

Die Glocken der nahen Dorfkirche weckten mich aus einem schrecklichen Traum. Sie kamen mir an jenem Morgen dumpf und bedrohlich vor.

Ich war etwa fünf Jahre alt und lag in meinem weiÙen Kinderbettchen mit gedrechselten Gitterstäben, das eigentlich viel zu klein für mich war.

Damals war Krieg und meine Eltern waren wohl arm.

Doch ich bemerkte nichts davon, denn ich war das jüngste von sieben Kindern.

Ich hatte noch fünf Schwestern und einen Bruder.

Gerne nannte man mich auch Pummelchen oder Reselchen. Ich wurde von allen verwöhnt und verhatschelt, was mir natürlich sehr gefiel. So klein ich auch war, ich nutzte das ordentlich aus.

Mein Bettchen stand unter einem Fenster.

Es war ein groÙes helles Zimmer, in welchem ich und zwei meiner Geschwister schliefen. Dies waren mein Bruder Karl und meine Schwester Anni. Beide waren älter als ich – Karl fünf Jahre und Anni drei Jahre.

Man hatte mein Bettchen offenbar anders herum gestellt – oder ich hatte mich an das FuÙende gelegt, damit ich die Wolken drauÙen besser beobachten konnte.

Aus den beiden anderen Fenstern konnte ich so auch die Kirche sehen, die direkt neben unserem Haus stand.

Wir wohnten mitten in einem Dorf. Um unser Haus herum standen wunderschöne Fachwerkhäuser. Sie waren alle bunt gestrichen.

Fast alle Leute hier waren Kleinbauern.
Eines der Häuser beherbergte eine Bäckerei. Gegenüber stand ein Bauernhof.
Beim ersten Hahnenschrei war ich wach.
Jeder Morgen war für mich ein Erlebnis.
Die Glocken läuteten den Tag ein. Von überall hörte man Hahnengeschrei. Der Duft frischen Brotes drang bis in mein Zimmer.
Aber ich durfte nicht aufstehen, bevor ich im Nebenzimmer, in dem meine Eltern schliefen, Geräusche hörte.
Dann war ich jedoch nicht mehr zu halten.
Mit einem Satz sprang ich über das Gitter meines Bettchens. Dabei musste ich aufpassen, dass ich mit meinem Nachthemd nicht hängen blieb.
Vorsichtig öffnete ich die Tür zum Schlafzimmer meiner Eltern und vergewisserte mich zuerst, ob auch wirklich irgendwer von ihnen wach war.
Meistens war es dann mein Vater, der mit den Augen blinzelte und seinen Arm mit der Wolldecke hob, damit ich leise zu ihm kommen konnte.
Ich war Papas Liebling, das hatte ich – so klein ich auch war – bald bemerkt.
Es war herrlich, seine Wärme zu spüren. Seine Haare standen hoch und sein Bart piekte mich, wenn ich mich an ihn schmiegte.
Dann lagen wir noch etwas. Ich schaute mich immer wieder gerne in dem großen hellen Schlafzimmer meiner Eltern um. Auch dieses Zimmer hatte zwei Fenster und ich konnte von dort aus viel besser die große Kirche mit dem leuchtenden, graublauen Schieferdach sehen.
Große dunkle Tannen standen wie tapfere Zinnsoldaten um die Kirche herum, so als wollten sie diese beschützen. Wenn der Wind sie schaukelte, sahen sie bedrohlich aus, so als wollten sie sagen: „Hier sind wir die Wächter.“

Die Sonne, die durch die kleinen Fachwerkfenster mit den gekräuselten Gardinchen schien, fiel auf eine weiße Frisierkommode, die eine Marmorplatte besaß.

Ein großer goldener, ovaler Spiegel, der erhaben in der Mitte hing, war die Krönung dieser alten Kommode.

Auf den Ablagen lagen kleine, weiße Häkeldeckchen. Auf einem dieser Deckchen stand ein kleiner, silberner Flakon.

Es interessierte mich immer, ob in diesem Fläschchen etwas drin war. Leider war ich zu klein, um da hinauf zu kommen und mal zu riechen.

Einmal versuchte ich es und zog mir einen Stuhl heran. Doch im Nu lag ich, samt dem alten, wackeligen Stuhl, flach vor dem Bett meiner Mutter.

Wahrscheinlich war auch nichts drin. Meine Mutter war eine bescheidene Frau. Sie kämmte auch ihre Haare niemals mit jener schönen, silbernen Bürste, die auf einer anderen Ablage lag.

Langsam wurde auch meine Mutter wach. Sie lächelte mich liebevoll an, als ob sie sagen wollte: „Da bist Du ja wieder.“

Ich weiß noch, dass ich immer Probleme mit meinem langen Nachthemdchen hatte, wenn ich über meinen Vater zu meiner Mutter ins Bett klettern wollte.

Es dauerte mir immer viel zu lang, bis meine Eltern sich aus ihren dicken Kissen erhoben hatten.

Mein Vater machte im Wohnzimmer zuerst das Radio an.

Es war ein kleiner dunkler Kasten, der in der Mitte ein großes rundes Loch hatte, das mit etwas blauem Stoff überzogen war.

Manchmal schaute ich heimlich hinter dieses Radio, da ich nicht begreifen konnte, woher die Marschmusik kam, die mein Vater so gerne hörte. Alles andere, was aus diesem kleinen blauen Kasten kam, interessierte mich nicht.

Doch es war für mich immer unbegreiflich, wie aus diesem

Holzkasten ein lautes Pfeifen und schließlich Musik erklingen konnte.

Ich fütterte meine Goldfische, während meine Mutter in der Küche, in einem großen weißen Emailherd, der mit bunten Blumenranken bemalt war, das Feuer anzündete. Auf einer glänzenden Nickelstange, die den Herd wie ein Bilderrahmen einzäunte, hingen rot karierte Küchentücher.

Wenn dann im Herd das Holz leise knisterte und eine kleine Rauchwolke aus der Öffnung für den Feuerhaken aufstieg, wurde es Zeit für mich, meine großen Schwestern zu wecken. Ich sauste über einen langen Flur und riss mit Begeisterung die Tür zu dem Schlafzimmer auf, in dem die drei Schwestern schliefen.

Meiner Schwester Hilde – die auch meine Patin war – machte es nichts aus, wenn ich so hineinstürmte.

Liesa lachte nur und sagte verschlafen: „Da ist unser Quälgeist schon wieder.“

Doch Lene war immer wütend und warf jedes Mal etwas nach mir. Aber darauf wartete ich nur.

Dann sauste ich mit Begeisterung zurück in mein Schlafzimmer, um Karl und Anni zu wecken.

Beide schielten etwas. Dabei war es mir immer wieder zum Lachen, wenn sie mich verschlafen und böse anschauten.

Mittlerweile hatte meine Mutter in der Küche das Frühstück gemacht.

Wir drei Kleinen saßen auf einer langen hellgrünen Holzbank und mussten zuerst beten. Dann gab es endlich das frische Brot vom Bäcker nebenan.

Ich denke, meine Mutter wollte das so, da sie sehr fromm war. Meistens ging sie zur Frühmesse in die Kirche.

Das fand ich gar nicht so schön. Schließlich musste ich dann mitgehen und der Weihrauchgeruch drehte mir den Magen um.

Mein Bruder war der Messdiener. Ich setzte mich auf die

Bank und schaute mir gelangweilt die Leute an, und was sie so alles anhatten. Oder ich beobachtete gemeinsam mit Anni unseren Bruder, der mit seinem langen roten Gewand – über dem er noch ein weißes Spitzengewand trug – oben am Altar keinen Fehler machen sollte.

Doch er machte es so andächtig, als wäre er ein Heiliger.

Meistens ärgerte ich mich über ihn, da er alles so andächtig und wichtigtuertisch vollzog. Seine dünnen blonden Haare standen meistens hoch wie ein kleiner Pinsel. „Ist das ein Heuchler“, dachte ich immer nur. Ich wusste genau, dass er das nur für Mutter machte, denn er war ihr Liebling.

Er hatte zu Weihnachten einmal einen kleinen Altar mit einer richtigen Monstranz bekommen. Auch ein kleiner Kelch und Kerzenständer gehörten dazu.

Wenn er damit spielte, mussten Anni und ich Messdiener sein. Anni hatte dann die kleinen Schellen und ich das kleine Weihrauchfass.

Aber da ich gerne Blödsinn machte, wurde ich immer von ihm verhauen. Er war doch viel stärker und größer.

Wenn unsere Mutter das Geschrei von uns hörte, kam sie und streichelte ihm über den Kopf. Dann sah ich, wie er mich triumphierend angrinste. Ich hätte ihn am liebsten bespuckt.

*

Doch an jenem Morgen war alles anders.

Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich nass geschwitzt in meinem kleinen Bettchen erwachte.

Mein Herz klopfte. Ich lag wie gelähmt da.

Eine dicke Fliege, die aufgeregt ihre morgendlichen Kreise drehte, ärgerte mich sehr.

Vorsichtig schaute ich mich um. Ich wollte sicher gehen, dass ich auch wirklich in meinem Bett lag.

Doch, da lagen mein Bruder und meine Schwester, die noch fest schliefen. Neben mir lag auch mein alter Bär.

Auch die Kirchenuhr konnte ich sehen. Der Geruch der Bäckerei duftete, wie jeden Morgen, in unser Zimmer.

Was für ein Glück, dachte ich, dass ich das nur geträumt hatte.

Ich wollte den Traum schnell vergessen und nahm mir ein Buch, das auf meinem Nachttisch lag. Ich wollte die Bilder anschauen.

Es war bestimmt eine Bibel oder so etwas.

Als ich das Buch aufschlug, sah ich nur kurz ein Bild. Menschen standen an einem Kreuz und rundherum liefen Löwen. Blitzartig schlug ich das Buch wieder zu.

Ich nahm mir meinen alten Bär, der bestimmt schon sehr alt war. Überall war sein Fell gerissen. Man konnte im Inneren Hobelspäne sehen.

Doch ich drückte ihn ganz fest an mich und schloss die Augen, als wollte ich alles vergessen. Aber es gelang mir nicht.

Ich rief ganz leise: „Anni!“ Doch sie drehte sich nur um und schlief weiter.

Da war er wieder, dieser Traum.

*

Ich stand mit vielen Leuten in einem großen dunklen Gewölbe.

Vorne sah ich eine große Wendeltreppe, von der etwas Licht in diesen dunklen Raum fiel. Das war die einzige Beleuchtung in diesem Gewölbe.

Es war kalt und feucht. Die Leute schwiegen alle und hielten ihre Köpfe gesenkt, als wollten sie sich verstecken.

Ich hatte Angst und stand wie alle anderen, still und abwartend, was nun kommen würde. Plötzlich kamen einige Gestal-

ten langsam und schemenhaft, in langen hellen Gewändern, die Wendeltreppe herunter.

Sie sahen unheimlich aus.

Ihre Gesichter konnte ich nicht erkennen. Dazu stand ich zu weit hinten.

Sie lasen etwas vor, das sehr schlimm sein musste.

Aber was war das? Ich weiß es nicht mehr.

Einer von uns Wartenden sollte sich melden, um etwas zu machen.

Wenn sich keiner melden sollte, würde irgendetwas nie geschehen und das hätte schlimme Folgen. Doch Demjenigen, der diese Aufgabe erfüllte, auch wenn es unerträglich wäre, dem würde auch wieder geholfen werden.

Es war ganz still, keiner bewegte sich.

Ich hatte das Gefühl, als würden die unheimlichen Gestalten vorne alle mich durchdringend und fragend ansehen.

Vor lauter Angst hob ich zögerlich meine Hand und ließ sie gleich wieder fallen.

Doch es war schon zu spät.

Die Leute, die mit mir gewartet hatten, fingen an zu weinen und wollten mich festhalten. Ich hörte sie nur noch schreien: „Nein Resi, mach das nicht!“

Aber für mich gab es nun kein Zurück mehr.

Wie von unsichtbarer Hand wurde ich weggezogen und stand plötzlich in einem tiefen Loch. Unter mir gab es nur Sumpf und Dornen.

Bei jeder Bewegung rutschte ich tiefer und die Dornen rissen meine Haut auf.

Schwere Steinbrocken fielen herunter und drohten mich zu erschlagen. Ich hatte das Gefühl, als würde der Sumpf mich in die Tiefe ziehen.

Ich konnte mich nur an den Dornen festhalten, um nicht noch tiefer zu rutschen.

Manchmal meinte ich, meine Kraft würde mich verlassen. Doch wenn von oben Geröll herunterfiel, bemühte ich mich, nicht getroffen zu werden, um nicht noch tiefer abzurutschen. Nach einer langen Zeit des Kampfes merkte ich, dass ich ein Stück nach oben gekommen war. Ich sah einen schönen Wald, mit Menschen, die gemütlich einen Waldweg hinauf gingen und lachten.

Ich schrie, so laut ich konnte, doch keiner bemerkte mich. Der Boden wurde immer steiler und die Dornen immer enger. Ich sah die Menschen, wie sie – bunt bekleidet – im Sonnenlicht mit ihren Kindern fröhlich nach oben gingen.

Da erkannte ich die Kinder.

Es waren meine Freundinnen und Freunde aus dem Dorf. Ich rief ihre Namen, doch keiner reagierte auf meinen Hilferuf. Es gab keinen Ausweg. Ich musste durch Dornen und Geröll, um nicht noch tiefer zu versinken.

Langsam und unter größter Anstrengung kam ich jeweils ein Stückchen höher.

Auch ich sah nun etwas Licht und meinte zudem, etwas Wärme zu spüren.

Mit letzter Kraft zog ich mich nach oben.

Die Leute gingen ganz nah an mir vorbei, doch sie beachtetten mich nicht.

Auch ich wollte nun auf den Waldweg zugehen, sah aber, dass er für mich noch versperrt war.

Nun stand ich vor drei großen Felsbrocken. Zwei von ihnen lagen länglich und leuchteten etwas in heller Farbe. Der etwas kleinere lag in der Mitte, unter den zwei größeren eingekeilt. Meine Kraft reichte nicht mehr aus und ich weinte.

Es blieb mir keine andere Wahl, ich musste diese felsigen Brocken noch überwinden.

Lange und schwer kämpfte ich, um an diesen Felsen vorbei zu kommen. Endlich hatte ich auch diese Felsen überwunden.

Nun sah ich, dass alles hell war. Ein schöner Waldweg, mit rosa Sand, lag vor mir.

Die Sonne schien so stark, dass jedes kleinste Steinchen lange und tiefe Schatten warf.

Erschöpft ging ich über diesen Weg.

Es wurde immer heller. Die Sonne wärmte meinen zerschundenen Körper.

In der Ferne sah ich ein weißes Haus mit grünen Fenstern, die voll mit Blumen geschmückt waren.

Dass dieses Haus und der Wald in meinem späteren Leben eine große Rolle spielen sollten, ahnte ich damals noch nicht.

Auch die Leute, die ich vorher im Wald gesehen hatte, kamen und begrüßten mich. Sie waren glücklich darüber, dass ich es geschafft hatte.

Nur waren diese Leute, die ich alle von unserem Dorf her kannte, älter geworden.

Auch meine Schulfreunde hatten schon graue Haare. Ihre Gesichter waren gealtert und hatten viele tiefe Falten.

Wir standen nun auf einer schönen Wiese, auf der Rehe liefen. Viele Vögel flogen um mich herum und zwitscherten laut, so als würden sie sich mit mir freuen.

Ich sah, dass sich zwischen dem weißen Haus und der Wiese nochmals eine Mulde befand. Darüber erschrak ich sehr.

Ich hatte Angst, noch einmal durch solche Dornen zu müssen oder in Schlamm zu versinken.

Dann sah ich, dass vor dem weißen Haus jemand saß. Ich freute mich unsagbar und hatte noch nie solch ein Glücksgefühl, wie in diesem Moment.

Ich roch den Blumenduft, und sah die vielen bunten Schmetterlinge und Vögel, die aufgeregt um mich herum flogen. Freudig wollte ich zu der Person hin laufen. Doch da wurde ich schweißgebadet in meinem kleinen Bettchen wach.

*

Erschöpft lag ich da und zitterte am ganzen Körper. Ich hörte mein Herz vor Aufregung laut schlagen.

Im Zimmer meiner Eltern hörte ich die gewohnten Geräusche, doch an diesem Morgen konnte ich nicht so fröhlich wie sonst aufstehen.

Es war mir, als hätte ich das alles durchgemacht und auch erlebt.

Leise wurde die Türe geöffnet und mein Vater ging an einen großen, braunen Schrank, der neben meinem Bettchen stand. Ich stellte mich schlafend, denn ich war nicht in der Lage, mit ihm zu sprechen.

Dieser große Eichenschrank hatte schon lange mein Interesse geweckt, aber irgendwie fürchtete ich mich immer, ihn mir einmal genauer anzusehen.

Noch nie hatte ich in diesen Schrank geschaut, da mein Vater es mir strengstens verboten hatte.

Ich glaube, es befand sich auch kein Schlüssel daran, denn meine Neugierde hätte mich sonst bestimmt in Versuchung gebracht, doch einmal vorsichtig die Türen zu öffnen.

Doch als mein Vater mir liebevoll über den Kopf strich, öffnete ich die Augen, setzte mich brav hin und schaute ihn fragend an.

Gebannt schaute ich nun zu, wie er diesen Schrank öffnete.

Vor Schreck fiel ich fast um.

Das musste mein Vater wohl bemerkt haben, denn er starrte mich erschrocken an. „Was hast du denn Reselchen?“, fragte er und streichelte mir über mein verschwitztes Gesicht. „Du bist doch nicht krank?“, fragte er besorgt.

Ich verneinte und sagte, ich hätte nur schlecht geträumt. Er meinte: „Träume können manchmal schön sein. Aber wenn du einen schlechten hattest, dann vergiss ihn schnell wieder.“

Warum war ich nur so feige an diesem Morgen und erzählte ihm nicht, was ich geträumt hatte. Vielleicht war ich auch zu neugierig und wollte nur endlich wissen, was sich in jenem Schrank befand.

Neugierig schaute ich nun meinem Vater zu.

Ich sah einen langen schwarzen Mantel, daneben hing eine Uniform und in der Ecke stand ein Gewehr. Auf dem Boden des Schrankes lag eine Pistole. Gleich daneben stand ein schwarzes Kofferchen, das mit einem Satinband zu geschnürt war.

Mit großen Augen beobachtete ich, wie mein Vater das Kofferchen herausholte und es vorsichtig auf meine Fensterbank stellte.

Für mich stand fest, es musste etwas ganz Gefährliches sein, was nun zum Vorschein kam.

Mit beiden Händen hielt ich mir den Mund zu, um einen Schrei zu unterdrücken. Ich wusste genau, dass jetzt etwas Schlimmes heraus kam.

Ich presste meine Augen zu. Nur durch einen kleinen Schlitz beobachtete ich meinen Vater, wie er, viel zu langsam, dieses Band löste. Er holte etwas dünnes Schwarzes heraus, das noch mehr glänzte als das Satinband.

Er schlug einmal kurz mit diesem seltsamen Gegenstand auf sein Bein, was einen lauten Knall ergab.

Vor Schreck fiel ich um, denn dies war nun wirklich zu viel für mich.

Ich sah nur, wie mein Vater plötzlich etwas großes Schwarzes in seiner Hand hielt.

Durch den Knall wurden nun auch meine Schwester und mein Bruder wach. Beide riefen verschlafen: „Guten Morgen Papa!“

Langsam traute ich mich nun, die Augen zu öffnen. Ich sah, wie er liebevoll über seinen Zylinder streichelte.

Er hatte wohl seinen Spaß daran, mich so zu erschrecken.
Lachend drückte er den Zylinder wieder zusammen und gab ihn mir, damit ich ihn auch einmal öffnen konnte.
So schlug ich dieses Etwas auf meine Bettkante und schwupp wurde daraus ein Zylinder.
Er hob mich auf seinen Arm und erklärte mir, da Krieg sei, hätte er die Waffen in diesem Schrank. Es wäre für mich aber viel zu gefährlich. Daher dürfte ich das eigentlich gar nicht wissen.
Er setzte mich wieder in mein kleines Bettchen und holte sich seinen schwarzen Anzug aus dem Schrank.
Von diesem Tag an war alles anders.

*

Als ich in die Küche kam, waren meine größeren Schwestern schon beim Frühstück.
Anni und Karl mussten sich beeilen, um in die Schule zu kommen.
Mutter trug schon ein schwarzes Kleid und Vater sah auch nicht so aus wie sonst. Meine Mutter hatte Erbarmen mit mir. Ich brauchte nicht mit zur Beerdigung.
Bei uns im Dorf war es Sitte, dass, wenn jemand starb, alle mit zur Beerdigung gingen.
Gelangweilt stand ich unter den schwarz gekleideten Leuten, die schrecklich nach Mottenpulver rochen.
Dieses Mal durfte ich also zu Hause bleiben. Da der Friedhof gegenüber von unserem Haus lag, konnte ich von meinem Fenster aus alles viel besser beobachten.
Doch was war für mich schon ein Begräbnis, etwas Abwechslung, sonst nichts.
Ich kannte ja keinen Kummer. Alle verwöhnten mich und das nutzte ich, wie gesagt, auch etwas aus.